

Günter Burkart

Soziologie der Paarbeziehung

Eine Einführung

**kultur- und
sozialwissenschaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	III
Tabellenverzeichnis	VIII
1 Prolog: Liebe in spätmodernen Zeiten	9
1.1 Die Aktualität der Liebe.....	9
1.2 Mythologien	13
1.3 Die Soziologie der Liebe	17
1.4 Übersicht und Kapitel-Vorschau	20
1.5 Empirische Datenbasis.....	22
2 Soziologische Perspektiven auf die Paarbeziehung	26
2.1 Ein Bezugsrahmen für Paarbildung und Paarbeziehungen	27
2.2 Strukturmerkmale der Paarbeziehung und grundlegende Probleme.....	30
2.3 Dauerhaftigkeit und Institutionalisierungsform	31
2.4 Individualität und Paar	32
2.5 Paar und Geschlecht	33
2.6 Liebe, Sexualität, Intimität	35
2.7 Liebe als Praxis	36
2.8 Soziologische Theorien der Liebe und der Paarbeziehung	39
3 Das Paar und die Liebe in der okzidentalen Geschichte	45
3.1 Geschichtlichkeit oder Universalität der Liebe?	45
3.2 Ursprünge der Liebe	46
3.3 Ehekonzeption und Familienpolitik der christlichen Kirche	48
3.4 Höfische Liebe (Minne), Renaissance, Reformation	51
3.5 Liebe und Ehe in der frühen Neuzeit	53
3.6 Vorläufer des modernen ehelichen Liebespaares	55
3.7 Der Übergang zur modernen bürgerlichen Liebesehe	56
3.8 Romantische Liebe, bürgerliche Ehe und Geschlechterverhältnis.....	58
3.9 Romantische Liebe und Partnerschaft im 20. Jahrhundert.....	61

4	Paarbildung	63
4.1	Der Bezugsrahmen zur Erklärung von Paarbildungen	63
4.2	Die arrangierte Ehe.....	66
4.3	Orte und Gelegenheiten der Partnersuche und Paarbildung	67
4.4	Theorien der Partnerwahl	69
4.5	Paarbildung als Resultat rationaler Wahl oder als Produkt von Praxis?	71
4.6	Individualisierung der Partnerwahl oder wachsende soziale Homogamie?	73
4.7	Sozialer Aufstieg durch geschickte Partnerwahl?.....	75
4.8	Bedeutungszuwachs von Bildung für die Paarbildung und zunehmende Bildungshomogamie.....	76
4.9	Sinkender Altersabstand?	78
4.10	Wie entwickelt sich der Körpergrößenabstand in heterosexuellen Paarbeziehungen?	80
5	Dynamik der Beziehung und Paardynamik im Lebensverlauf	82
5.1	Lebensformen als Lebensphasen	82
5.2	Der Lebensverlauf als Beziehungsgeschichte (als Abfolge von Beziehungen).....	83
5.3	Verlaufsmodelle der Paarbeziehung	86
5.4	Die ersten Schritte: Vom Miteinandergehen (<i>dating</i>) zum „Morgen danach“	88
5.5	Gründungsphase und Ursprungsmythen	90
5.6	Bewährungs- und Bestandsphase	92
5.7	Übergangsrituale – Die Renaissance des Hochzeitsfestes	94
5.8	Aufbau einer rituellen Ordnung und einer gemeinsamen Beziehungskultur.....	97
5.9	Faktoren der Bestandserhaltung	98
5.10	Die Dauer der Bestandsphase	100
6	Zusammenleben mit und ohne Trauschein	102
6.1	Zusammenleben „ohne Trauschein“	102
6.2	Verbreitung des nichtehelichen Zusammenlebens	103
6.3	Soziale Träger und biographische Bedeutung.....	106
6.4	Wie kam es zu dieser raschen Ausbreitung?	108
6.5	Nichteheliche Paare in der Vergangenheit.....	109
6.6	Lebensphasen- und milieuspezifische Bedeutungen der Kohabitation.....	111
6.7	Welche Bedeutung kommt heute noch der Ehe zu?.....	113

6.8	Gleichgeschlechtliche Paarbeziehungen	116
6.9	Von der Ehe zur Familie	120
7	Getrennt lebende Paare und Singles	122
7.1	Partnerlos Alleinlebende und getrenntlebende Paare.....	122
7.2	Zur Verbreitung von Singles: Mythen und Fakten	125
7.3	Alleinleben als Übergangsphase im Lebenslauf.....	128
7.4	Soziale Hintergründe der „Singularisierung“: Bildungsexpansion, Individualisierung, Prekarisierung	129
7.5	Bilokale (getrenntlebende) Paare: zwei Grundformen.....	131
7.6	Erklärungsversuche	133
7.7	Pendeln als Kompromiss zwischen mono- und bilokaler Lebensweise	135
7.8	Verbreitung und besondere Merkmale von bilokalen Paaren	136
7.9	Living apart together: Eine neue Beziehungsform?	139
8	Das Ende der Beziehung: Trennung und Scheidung.....	141
8.1	Das Ende der Liebe: Paare in der Trennungsphase.....	141
8.2	Von der Unauflöslichkeit der Ehe zur Normalität der Scheidung	142
8.3	Aspekte der historischen Entwicklung des Scheidungsrechts und gegenwärtige Rechtslage.....	144
8.4	Scheidungshäufigkeit im internationalen Vergleich.....	147
8.5	Trennungs- und Scheidungsgründe.....	149
8.6	Kulturelle Modernisierung.....	152
8.7	Wie kommt es zu einer Trennung?.....	155
8.8	Scheidungsfolgen	157
8.9	Eine neue Bindung.....	158
9	Das Paar zwischen Individuum und Gesellschaft.....	161
9.1	Privatsphäre und öffentliche Sphäre	161
9.2	Das Binnenverhältnis des Paares zwischen Autonomie und Bindung.....	166
9.3	Liebe und Geld	168
9.4	Das Paar und die Anerkennung durch andere	174
9.5	Das Paar im Spannungsfeld zur Gesellschaft: Von der Liebe zur Partnerschaft	176
9.6	Liebe und Wahrheit	178

9.7	Liebe und Macht	180
10	Geschlecht und Paar – Geschlechtnormen in Paar-beziehungen	184
10.1	Sozialisation, Konstruktion, Geschlecht.....	184
10.2	Geschlecht als kulturelle Konstruktion (sex/gender – Zweigeschlechtlichkeit als Norm).....	186
10.3	Konstruktivismus und doing gender.....	188
10.4	Ebenen der Geschlechterdifferenz	191
10.5	Alter und neuer Biologismus.....	193
10.6	Das System der Zweigeschlechtlichkeit und die Institution des Paares.....	194
10.7	Partnerschafts-Diskurs und Geschlechtnormen	197
10.8	Milieus, Geschlechts- und Partnerschaftsnormen	198
10.9	Partnerschaftliche Ideale und Geschlechtnormen (im Milieuvvergleich)	200
11	Sexualität zwischen Monogamie und Polyamorie	204
11.1	Sexualität und Intimität.....	204
11.2	Die „sexuelle Revolution“ und ihre Folgen	207
11.3	Monogamie und Treue	211
11.4	Bedeutungswandel: Treue aus Vernunft oder Remoralisierung?	214
11.5	Polyamorie	218
12	Arbeit und Liebe.....	221
12.1	Glück in der Liebe und Erfolg im Beruf.....	221
12.2	Arbeit und Liebe: historische Spuren	222
12.3	Das „Vereinbarkeitsproblem“	225
12.4	Arbeitsteilung in Paarbeziehungen.....	226
12.5	Erklärungsversuche für die Hartnäckigkeit alter Rollenmuster	231
12.6	Veränderungen in der Arbeitswelt und die „Entgrenzung“ von Leben und Arbeit	233
12.7	„Wenn Arbeit Liebe ersetzt“ (Wimbauer)	236
12.8	Liebe zur Arbeit und Arbeit an der Partnerschaft.....	237
13	Liebe unter Rationalisierungsdruck	242
13.1	Liebe unter spätmodernen Verhältnissen	242
13.2	Liebe im Rationalisierungsprozess (Eva Illouz)	244

13.3	Liebe und Kapitalismus	246
13.4	Der Konsum der romantischen Utopie (Eva Illouz)	248
13.5	„Partnerwahl“ im Kapitalismus	251
13.6	Liebe und Arbeit: Einflüsse der kapitalistischen Arbeitsorganisation auf die Liebe	252
13.7	Neuer Geist des Kapitalismus – mögliche Feminisierung des Kapitalismus und die mögliche Aufwertung der Liebe	253
13.8	Was bleibt von der romantischen Liebe?	256
14	Bikulturelle Paare	258
14.1	Verbreitung und typische Muster binationaler Ehen in Deutschland.....	258
14.2	Strukturelle Hintergründe: Globalisierung und Migration.....	263
14.3	Terminologische und methodische Fragen.....	265
14.4	Bikulturelle Paare als Ausdruck von Individualisierung?	267
14.5	Bikulturelle Paare als eine Form von kultureller Heterogamie	269
14.6	Bikulturalität und Geschlechterverhältnisse.....	271
14.7	Varianten bikultureller Paare	273
14.8	Probleme und Chancen von bikulturellen Paarbeziehungen.....	275
15	Mediatisierte Liebe – die Zukunft des Paares im digitalen Zeitalter	278
15.1	Mediatisierte Liebe – die Bedeutung des Internets	278
15.2	Partnersuche im Internet	279
15.3	Varianten des Online-Dating	281
15.4	Die Online-Partnersuche als Prozess	282
15.5	Paarbeziehungen, die über das Internet zustande kommen	284
15.6	Konsum- und Berechenbarkeits-Illusionen	286
15.7	Konsequenzen der Internetsuche für die Entstehung von Paarbeziehungen.....	288
15.8	Konsequenzen des Online-Dating für das Geschlechterverhältnis	290
15.9	Konsequenzen für den Wandel der Selbstverwirklichungskultur	291
15.10	Welche Zukunft hat die romantische Liebe im mediatisierten Zeitalter?	293
16	Literatur.....	297

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Erich Fried: Es ist was es ist (Fried 1983).....	15
Tabelle 2: Theoretischer Bezugsrahmen zur Analyse von Paarbeziehungen	28
Tabelle 3: Lebensformen nach Wohnform und Beziehungsstatus.....	123
Tabelle 4: Stufenmodell der Privatheit	163
Tabelle 5: Binationale Eheschließungen in Deutschland (deutsch-ausländisch), im Zeitverlauf, nach Geschlecht	260
Tabelle 6: Kombination von Staatsangehörigkeit und ethnischer Zugehörigkeit bei Paaren	266

1 Prolog: Liebe in spätmodernen Zeiten

Gewiss ist es Ausdruck einer komfortablen historischen Situation, wenn in Forschung, Lehre und Studium Zeit bleibt für die Beschäftigung mit einem Thema, dessen Brisanz sich nicht mit Finanzkrisen oder Asylantenelend, Terrorismus oder Naturkatastrophen vergleichen lässt. Aber das Thema ist nicht ganz so unwichtig, wie es auf den ersten Blick scheint. Vielleicht ist die Liebe heute wichtiger geworden. Sie hat jedenfalls eine hohe Relevanz und eine große Aktualität, das zeigt sich zum Beispiel an den Diskussionen über Partnersuche im Internet oder an der Thematisierung von Liebe in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen (1.1). Es gibt immer noch viele Mythen, die sich um die Liebe ranken (1.2). Sie haben die Soziologie manchmal beeinflusst, aber auch zum Widerspruch angeregt (1.3). Die Soziologie hat eine eigene Perspektive auf Liebe und Paarbeziehungen entwickelt, die sich auf eine Vielfalt von Problemen beziehen lässt, wie die Übersicht der Themen zeigt, die in diesem Studienbrief behandelt werden (1.4). Über Liebe und Paarbeziehungen in der spätmodernen Gesellschaft soziologisch zu sprechen, ist jedoch nicht möglich, ohne auf eine Fülle empirischer Ergebnisse einzugehen. Die entsprechenden Datenquellen werden daher kurz vorgestellt (1.5).

1.1 Die Aktualität der Liebe

In der Spätmoderne (manche sprechen von der Postmoderne), so eine gängige Auffassung, ist die Liebe wichtiger geworden, aber auch schwieriger (Beck/Beck-Gernsheim 1990, Illouz 2011). Noch nie, meint Eva Illouz (2011: 205ff.) sei „die ontologische Sicherheit“ (eine Art Urvertrauen in die Gesellschaft, in der man lebt) „und das Selbstwertgefühl“ so sehr vom Erfolg in der Liebe abhängig gewesen. Wer glücklich verliebt sei, empfinde ein „Gefühl der Einzigartigkeit“ und ein gesteigertes Selbstwertgefühl. Gelingende Liebe sei auch wichtiger geworden für Anerkennung und sozialen Erfolg und deshalb auch kulturell wichtiger.

Love is becoming more important

Unsere Vorfahren im 19. Jahrhundert mochten vielleicht noch glauben, dass die Liebe eine „Himmelsmacht“ sei, ein Schicksal, das uns zufliegt – oder eben nicht. Sie glaubten nicht so sehr an die Besonderheit einer personalisierten Liebe, sondern waren davon überzeugt, dass die Wahl eines Ehepartners und der Alltag der Ehe von sozialen Konventionen bestimmt sei. Wenn einen die große Liebe nicht traf: kein Drama – solange nur die wichtigen Dinge in Ordnung waren: eine Familie, auf die man sich verlassen kann, beruflicher Erfolg, Frieden.

Heute sieht das ganz anders aus. Liebe scheint das Ergebnis unserer eigenen Entscheidungen und Bewertungen, der Strategien, wie wir auswählen, der Strategien, wie wir überhaupt auf Partnersuche gehen. Die Liebe fällt uns nicht einfach zu, man muss sie sich ein Stückweit erarbeiten. Wir sollten darauf achten, dass wir uns in „den Richtigen“ verlieben; wir müssen darauf achten, dass wir eine gute Partnerschaft hervorbringen. Wer ohne Partner bleibt, darf sich zwar der Illusion hingeben, dass ein Single-Leben eigentlich interessanter und aufregender ist, doch möglicherweise hat er oder sie doch gewisse Probleme mit mangelnder sozialer Anerkennung.

Das Internet und die Liebe

Das Internet hat unsere Welt radikal verändert, und viele meinen, mit dem Internet habe sich auch die Paarbildung grundlegend verändert, gar revolutioniert. In Medienberichten wird die Bedeutung des Internets für das Leben als Paar immer wieder durchgespielt. So wurde beispielsweise berichtet, dass eine Trennung heute besonders schmerzhaft sein kann, weil der ehemalige Partner auf Facebook präsent bleibt und man ihm daher nicht aus dem (virtuellen) Weg gehen könne.¹

Ein wachsender Anteil von Paarbeziehungen kommt heute über das *Online Dating* zustande. Dabei geht es nicht nur um die Suche nach einem Ehepartner, sondern auch um flüchtige sexuelle Kontakte, und der Erfolg des Internets – der internetbasierten Partnersuche – hat auch etwas damit zu tun, dass diese Suche nach schnellem Sex längst nicht mehr als moralisch verwerflich gilt. Könnte dies damit zusammenhängen, dass die Grenze zwischen Sex und Gefühl immer mehr verschwimmt?

Heute scheint es für viele völlig selbstverständlich, Kontaktbörsen zu nutzen. Für manche mag es geradezu eine Sucht, eine Droge sein. Die ganze Gesellschaft sei jetzt ein „Tanzsaal“ geworden, meint etwa Jean-Claude Kaufmann (Kaufmann 2011), und er meint damit, dass man heute übers Internet in gewisser Weise genauso schnell zu einem möglichen Sexpartner kommt, wie man früher in den Tanzlokalen zu einem Tanzpartner kam. Ob heterosexuell, schwul, lesbisch oder queer spielt dabei keine große Rolle mehr. Kritisch bewerten Beobachter allerdings die Tendenz, dass durch das Online-Dating eine Konsum-Illusion gefördert wird – als ob wir Sex und Liebe konsumieren könnten wie ein Essen, und als ob es darauf ankäme, die potentiellen Partner sozusagen mit kritischem Käuferblick zu vergleichen und zu bewerten.

Wer sich in der internetlosen grauen Vorzeit über eine Partnervermittlungsagentur oder eine „Kontaktanzeige“ kennenlernte, dem war die Frage „Wo habt ihr euch eigentlich kennengelernt?“ ein wenig peinlich. Die *vermittelte* Beziehung war früher eher anrühlich, demgegenüber ist diese Hilfstechne heute ein sozial akzeptierter Weg der Partnersuche geworden. Manchmal erscheint es sogar schon so, dass man seine Geschichte, wie man sich übers Internet kennengelernt hat, zu einem *Gründungsmythos* macht – der natürlich wiederum im Internet verbreitet wird. So kann man etwa mit dem Suchwort „Partnerwahl“ auf folgenden Text stoßen:

„Nachdem sie das erste Mal telefoniert hatten, konnte sie nicht mehr schlafen. Nach dem ersten Treffen wusste sie, dass sie ihn heiraten wollte. Beim Wiedersehen machte er ihr einen Antrag. Seit vier Jahren sind Nina Deißler und ihr Mann Claudius Mach inzwischen verheiratet, und noch immer muss Deißler lachen, wenn sie die Geschichte ihres Kennenlernens erzählt. Denn die 37-Jährige, die als Flirt-Coach in Hamburg arbeitet, traf ihren Mann ausgerechnet dort, wo sie ihren Klienten von der Suche eher abrät: im Internet. Gemeinsame Bekannte hatten sie auf die Myspace-Seite des Musikers Claudius hingewiesen, es hieß, seine Songs könnten ihr gefallen. Sie fand ihn "herrlich bekloppt", tippte eine Nachricht, er mochte das Foto auf ihrem Profil. Sie mailten, wochenlang, erst ohne Absichten, sagt Nina Deiß-

¹ Das Wort „Partner“ soll in diesem Studienbrief in der Regel immer geschlechtsunabhängig verstanden werden. „Partner“ steht für „(männlicher oder weiblicher) Partner“, egal, ob von hetero- oder homosexuellen Beziehungen die Rede ist, egal, ob die männliche oder die weibliche Perspektive auf die andere Person gemeint ist. (Es wäre einfacher, wenn man im Deutschen „das Partner“ sagen könnte.)

ler, keiner von beiden wusste, ob der andere überhaupt Single war. Dann wurde es persönlicher, irgendwann telefonierten sie, trafen sich. Und heirateten.“

Dieser Text einer Journalistin in einem populärwissenschaftlichen Magazin (Schnurr 2012), geht weiter mit dem Hinweis auf einen „Gründungsmythos“. Paartherapeuten seien davon überzeugt,

„dass so ein Mythos einer Beziehung noch nach Jahrzehnten Schwung geben kann: Wie ein Akku speichert er die Verrücktheit, das Herzglühen und den Wahnsinn der Verliebtheit, mit denen die Zweisamkeit einst startete. Wenn die Liebe eine Mission zu den Sternen ist, vorbei an zahllosen schwarzen Löchern, dann ist das Kennenlernen die Abschussrampe: Es ist der Moment, in dem der Mensch ins Leben getreten sein wird, der später einmal der Mensch ist. Der Augenblick, in dem das Leben eine andere Wendung genommen haben wird, in dem alles anders geworden sein wird, selbst wenn man das in der Sekunde noch gar nicht weiß. Es ist Schicksal. Unwahrscheinliches Glück. Oder zumindest wilder Zufall. Es ist der Zauber des Anfangs.“

Die letzten Sätze des Textes greifen den bewährten Mythos der Liebe auf: Glück, Schicksal, Zufall, Zauber, wild, unwahrscheinlich. Davor wird es kosmisch-kosmologisch, die Liebe als Reise zu den Sternen, knapp an den Schwarzen Löchern vorbei. Das erinnert an Pink Floyds *Setting the Course for the Heart of the Sun* und dem, was Edward Shorter (1975) daraus gemacht hat: Die Sehnsucht nach Selbstverwirklichung in der Liebe gleicht einer Reise ins Zentrum der Sonne...

Der Text von Schnurr geht dann allerdings etwas anders weiter:

„Doch wenn Sozialwissenschaftler darüber sprechen, klingt es, als wäre es kaum ein Unterschied, der Liebe des Lebens zu begegnen oder einen Job zu finden. Von ‚Gelegenheitsstrukturen‘ ist da die Rede, vom ‚Partnermarkt‘ und von ‚sozialstrukturellen Voraussetzungen‘. Denn auch die Liebe spielt nach Regeln. Die meisten Menschen treffen ihren künftigen Partner nicht zufällig irgendwo und bleiben auch nicht zufällig mit irgendwem zusammen. Mit kühlem Blick entlarven Forscher die heimlichen Kuppler hinter Liebesgeschichten. Einer der wichtigsten ist die Nähe: ‚Wer sich nicht trifft, wird auch kein Paar‘, lautet die schlichte Wahrheit, die zu Beginn fast jedes wissenschaftlichen Aufsatzes über das Kennenlernen wiederholt wird. Und dass zwei sich über den Weg laufen, ist nun einmal umso wahrscheinlicher, je näher sie beieinanderleben.“

In der Tat ist der wissenschaftliche Umgang mit Paarbeziehungen und Liebe eher nüchtern, aber auch vielschichtig: Das alte Diktum, über die Liebe könne man wissenschaftlich nicht arbeiten, wird schon lange nicht mehr ernst genommen – zumindest nicht von der Wissenschaft. Liebe und Paarbeziehung sind nicht nur Gegenstand von Literatur und Film, von Populärkultur und Trivialkultur, sondern auch Gegenstand einiger wissenschaftlicher Disziplinen. Die Psychologie befasst sich schon lange mit dem Thema, sie tut dies heute vorwiegend durch Messungen mit Hilfe von Fragebögen, aber auch mit Experimenten, mit Anleihen bei der Neurowissenschaft.

**Die Wissenschaften
und die Liebe**

Auch im Rahmen von Literaturwissenschaft und Geschichtsschreibung sind schon zahlreiche Studien entstanden, die uns wichtige Hinweise auf die „historische Semantik“ der Liebe, also auf ihre Ideengeschichte, liefern. Sie zeigen, was im Lauf der Geschichte über die Liebe gesagt

und geschrieben, welche Vorstellungen und Bewertungen der Liebe sich in der schönen Literatur, in der Musik, in den Künsten finden; aber auch in Liebesbriefen oder Tagebüchern.

Selbst die Ökonomie versucht sich gelegentlich mit Erklärungen von Partnerwahl oder Scheidungsprozessen. Für die Ökonomen handeln Menschen normalerweise und im Prinzip rational, indem sie etwa bei einer Kauf- oder Investitionsentscheidung über mögliche Vor- und Nachteile versuchen, eine Kalkulation aufzustellen. Warum sollte das bei der Entscheidung für einen Lebenspartner anders sein, im Prinzip? Wir haben bereits darauf hingewiesen, dass das kalkulatorische Denken im erneuerten Kapitalismus und im Internet auch aus soziologischer Sicht an Bedeutung gewinnt.

Biochemie der Liebe | Auch die sogenannten Lebenswissenschaften (Biologie, insbesondere Genetik und Gehirnforschung, Neurowissenschaft, Evolutionspsychologie u.a.) haben zunehmend den Anspruch entwickelt, das Zustandekommen von Liebesbeziehungen mit ihren Mitteln zu erklären, also unter Bezugnahme auf Gehirnströme oder biochemische Prozesse im Körper. Geruchshormone sind dabei ein besonders attraktives Thema und man könnte denken, dass die alte Metapher „Die Chemie muss stimmen“ nun allmählich eingelöst wird.

„Große Brüste, schmale Taille, runde Hüften – was der Durchschnittsman an Frauen schön findet, wird auch durch das weibliche Geschlechtshormon Östrogen gefördert und lässt ihn auf hohe Fruchtbarkeit schließen. Bei Frauen liegt die Sache komplizierter, abhängig vom Menstruationszyklus. Männlich-kantige Gesichter, die auf einen hohen Testosteron-Spiegel, also auf Potenz und Fruchtbarkeit – aber auch auf die Gefahr der Untreue – hindeuten, finden sie vor allem zur Zeit um den Eisprung herum attraktiv. Ansonsten bevorzugen viele den Teddybär-Typus, der eine stabile Beziehung verheißt. Verliebt zu sein, meint Psychologe Aron, sei nicht bloß ein Gefühl. Ähnlich wie Durst, Hunger oder der Sexualtrieb der Erhaltung des Lebens und der Fortpflanzung dienen, habe auch der emotionale Ausnahmezustand ein klares Ziel: einen ganz bestimmten Partner mit aller Kraft für sich zu gewinnen und zu behalten.“

Der populärwissenschaftliche Artikel zur Biologie der Liebe, aus dem dieses Zitat stammt (Hackenbroch 2012), ist durch Zwischentitel-Stichworte gegliedert. Es beginnt mit Adrenalin, geht weiter mit Östrogen und Testosteron, Dopamin und Serotonin, schließlich Oxytocin. Es sind also solche Botenstoffe und Hormone, die aus biologischer Sicht wesentlich sind für die Liebe – für das Verlieben ebenso wie für die Bereitschaft zur Bindung. Aus der Sicht der Biologie steht, jedenfalls in dieser populärwissenschaftlichen Darstellung, die Liebe immer noch im Dienst des Fortpflanzungserfolgs. Wir tun alles, damit wir einen Partner finden, der unsere Fortpflanzungschancen steigert. Es ist, als verliebten sich unsere Gene oder unsere Hormone, damit wir auf den Fortpflanzungserfolg der Gattung achten.²

² Die Sichtweise, dass es nicht die Individuen sind, sondern die Gene, die am Fortpflanzungserfolg „interessiert“ sind, wurde durch Richard Dawkins' Buch *Das egoistische Gen* (1976) populär gemacht. Der Grundgedanke ist, dass es nicht so sehr darauf ankommt, welche individuellen Merkmale bei der sexuellen Fortpflanzung an die nächste Generation von Lebewesen weitergegeben werden, sondern auf eine stabile genetische Grundstruktur. Und deshalb gibt es in gewisser Weise einen Wettstreit der Gene um den Fortpflanzungserfolg.

„Die Anthropologin Helen Fisher von der Rutgers University in New Jersey ist überzeugt, dass schon im Tierreich ein Vorläufer des Verliebtseins zu finden ist: das hartnäckige, kräftezehrende Balzverhalten, mit dem viele Tiere um einen Partner werben. Die biologischen Grundlagen des Verliebtseins beruhen auf jenem neuronalen System, mit dem das Gehirn uns Schokolade und Sex, Erfolg und manche Drogen so sehr genießen lässt, dass wir sie immer wieder wollen. Sehen sich Versuchspersonen ein Bild ihres Geliebten an, wird schlagartig das Belohnungssystem des Gehirns aktiviert. Eine warme Dusche aus dem Botenstoff Dopamin flutet die Nervenzellen, Glücksgefühle entstehen bis hin zur Euphorie.“

Es gibt aus geistes-, kultur- und sozialwissenschaftlicher Perspektive naturgemäß auch viel Kritik am Versuch, die Liebe und das Verhalten von Paaren biologisch zu erklären. Dies sind Ausläufer eines alten Streits darüber, wie menschliches Verhalten überhaupt erklärt werden kann. Die Biologie reduziere die Liebe auf einen Naturmechanismus „ohne höhere Bedeutung“, sagt etwa Illouz (2011: 302). Die spirituelle oder mystische Erfahrung des Subjekts werde zum Verschwinden gebracht. Man kann diese Kritik aber auch soziologisch nüchterner formulieren etwa mit dem Hinweis darauf, dass biochemische Prozesse nicht die menschliche Kommunikation determinieren oder die Sprache strukturieren können und auch nicht die kulturellen Bilder von Liebesbeziehungen erzeugen können. Im Wissenschaftsjournalismus und in der Populärwissenschaft (die man oft unter dem Etikett „Sachbuch“ findet) herrscht aber seit längerer Zeit eine große Bereitschaft, biologische Ideen über menschliches Verhalten zu verbreiten.

1.2 Mythologien

Das Schrifttum zur Liebe ist unübersehbar groß und weitläufig, die Liebe gehört zu den ältesten Themen des Nachdenkens über dieses Gefühl und diese Bindungsform des Menschen. Es gibt viele Spielarten der Liebe, wie schon eine Liste der Worte, die zum Teil aus alten Sprachen noch existieren, zeigt: Eros/Amor – Philia – Agapé (göttliche Liebe) – Minne (courtoisie, höfische Liebe) – Passion (Leiden) – ars erotica – platonische Liebe – empfindsame Liebe (sentiment) – fürsorgliche Liebe (caritas) – leidenschaftliche Liebe – partnerschaftliche Liebe ...

Die Frage, die sich heute in unserer Kultur immer wieder stellt, ist, ob es sich bei der vorherrschenden Form von Liebe immer noch um die „romantische Liebe“ handelt – oder gibt es diese nur noch in trivialisierter Form, im Kino oder in Fernsehserien wie „Verbotene Liebe“? Vielleicht ist die Liebe heute eine Kombination verschiedener Spielarten.

„We have laughs together. I care about you. Your concerns are my concerns. We have great sex.“ (So Tracy, eine Figur in Woody Allens Film „Manhattan“)

Zur Mythologie der Liebe gehört auch, dass sie sich gängigen Unterscheidungen der Logik (etwa wahr/falsch) nicht fügt, deshalb häufig als „paradox“ bezeichnet wird.³

³ „Paradox“ wird in der Alltagssprache sehr unterschiedlich verwendet. Hier ist die strenge Bedeutung gemeint, wie sie in der Logik definiert ist: Eine paradoxe Aussage ist weder wahr noch falsch, sie ist selbstbezüglich und widersprüchlich. Man kann sich das leicht klarmachen am Beispiel einer Karteikarte, auf deren einer Seite steht: „Der Satz auf der anderen Seite ist richtig“. Und auf der anderen Seite steht: „Der Satz auf der anderen Seite ist falsch.“ – Das berühmteste Beispiel für eine Paradoxie ist: Sokrates, der Grieche, sagt: „Alle Griechen lügen.“ – Und fast ebenso berühmt: „Der Barbier von

Liebe ist paradox:

- erobernde Selbstunterwerfung
- sehende Blindheit⁴
- süßes Martyrium
- leidendes Genießen
- Altruismus und Egoismus zugleich
- Bindung und Autonomie zugleich
- Wahrheit und Illusion/Täuschung zugleich

Aber auch andere Spannungsverhältnisse und Widersprüche werden der Liebe zugeschrieben, etwa Zufall vs. Ordnung, Rationalität vs. Irrationalität, Freiheit vs. Zwang oder Egoismus vs. Altruismus. Für Aubert ist deshalb die Liebe sowohl Klebstoff der Gesellschaft als auch Sprengstoff („social dynamite, as well as social glue“, Aubert 1965: 203; vgl. auch Kuchler/Beher 2014: 34ff.).

Die Liebe ist sprachlos und kommt ohne Worte aus, heißt es oft. Luhmann (1982: 29) meint dazu, dass Liebende „endlos miteinander reden können, ohne sich etwas zu sagen zu haben“ und zitiert dazu Musil: „Liebe ist das gesprächigste aller Gefühle und besteht zum großen Teil ganz aus Gesprächigkeit“ (Musil 1952: 1130).

Transzendenz

Liebe wird häufig als Utopie der Überschreitung beschrieben, als Überwindung des Alltags, als Transzendenz, höchste Lebenssphäre, frei von Moral, frei von Gesellschaft. Erich Fried (1983) hat in einem berühmten Gedicht die Idee zum Ausdruck gebracht, dass die Liebe sich selbst genüge und sich keinerlei Normen oder Prinzipien unterwerfen müsse.

Sevilla rasiert nur diejenigen Leute, die sich nicht selbst rasieren.“ Rasiert er sich dann selbst oder nicht?

⁴ „Liebe macht blind... und scharfsichtig zugleich“ (Luhmann 1982: 79)

Tabelle 1: Erich Fried: Es ist was es ist (Fried 1983)

Es ist Unsinn sagt die Vernunft	
Es ist was es ist sagt die Liebe	
Es ist Unglück sagt die Berechnung	Es ist lächerlich sagt der Stolz
Es ist nichts als Schmerz sagt die Angst	Es ist leichtsinnig sagt die Vorsicht
Es ist aussichtslos sagt die Einsicht	Es ist unmöglich sagt die Erfahrung
Es ist was es ist sagt die Liebe	Es ist was es ist sagt die Liebe

Es gibt zahllose kluge Sprüche und Bonmots über die Liebe, die Ähnliches zum Ausdruck bringen. Die Liebe steht über den Dingen, über der Welt des Profanen, über Gesetz und Moral, jenseits des Reichs der Notwendigkeit, sie muss keine Rücksicht auf Interessen nehmen.

„Die Liebe ist ein Ersatz für eine Erkenntnis, bis zu der man nicht vordringen kann“ (Paul Valéry 1992: 35; zit. Schmölders 1996: 237)

„Als Exzess – und nicht nur als ‚reine‘ Liebe – verträgt die Liebe keinerlei Rücksicht auf Interessen“ (Luhmann 1982: 79)

„Anders als bei Interessen kann man in der Liebe keine Gegenrechnung aufmachen, keine Kosten kalkulieren; denn die Negativa werden mitgenossen und dienen gerade dazu, die Liebe bewusst zu machen und wachzuhalten“ (Luhmann 1982: 83)

Eine alte Vorstellung ist, dass das intensivste Gefühl der Liebe dann erlebt werden kann, wenn der Liebende leidet – sei es an der unerfüllten Sehnsucht, sei es, wie etwa Andreas Capellanus meinte, an der Schönheit des begehrten Anderen.⁵ Liebe hat eine masochistische Komponente. *Amour passion*, das Leiden an der Leidenschaft.

**Liebe ist Leiden
(amour passion)**

„Es ist schwerer, der Geliebten treu zu sein, wenn sie uns glücklich macht, als wenn sie uns quält“ (La Rochefoucauld [1665] 1951: 83).

⁵ Andreas Capellanus beschrieb im 12. Jahrhundert in seinem Traktat *De Amore* die höfische Liebe (Andreas Capellanus 2006).

Die Abwesenheit des Geliebten ist schmerzhaft, aber fördert auch die Liebe, weil sie die Sehnsucht anfeuert:

„L'absence est à l'amour ce qu'est au feu le vent. Il était le petit, il allume le grand“ (Rabutin; zit. Luhmann 1982: 115)

Der Liebe wohnt eine besondere Dynamik inne, „dank derer sie fähig wird, eine Vielzahl von Gefühlen hervorzurufen: Lust und Schmerz, Erfüllung und Nichtbefriedigung, Freude und Leid, Glückseligkeit und Melancholie“ (Ricœur 1990: 23).

Der Gefühlszustand der Liebe wird oft auch mit krankhaften Zuständen verglichen. Wer verliebt ist, verhält sich irrational und quasi verrückt (*amour fou*), unzurechnungsfähig. In manchen Medizinerkreisen wurde früher die „Verliebtheit“ als Rauschzustand betrachtet, der möglicherweise durch eine Vergiftung des Körpers mit Keimdrüsenhormonen zustande kam („Keimdrüsenvergiftungsrausch“; Schultz 1967: 158).

Kulturelle Repression und Freiheitsvisionen

Liebe ist ein Naturtrieb und muss von der Kultur gebändigt werden: Diese Grundidee ist schon alt, Sigmund Freud hat sie theoretisch ausgearbeitet. Er ging von einem Gegensatz zwischen Kultur und Triebstruktur aus: „Einerseits widersetzt sich die Liebe den Interessen der Kultur, andererseits bedroht die Kultur die Liebe mit empfindlichen Einschränkungen“ (Freud [1930] 1974: 232). Herbert Marcuse hat dies später aufgegriffen, aber revolutionär gewendet. Er meinte, wir müssten uns von dieser kulturellen Repression, von der Unterdrückung der sexuellen Bedürfnisse und der Liebe befreien (Marcuse 1965). Die Studentenbewegung der 1960er Jahre hat Marcuse mit Begeisterung gelesen und entsprechend an der „sexuellen Revolution“, der Befreiung von „Triebunterdrückung“ gearbeitet. Freiheitsvisionen und Freiheitsphantasien gehören auch zur Mythologie des postmodernen Paares. Solche Visionen werden in der Populärkultur gern präsentiert durch berühmte Paare, *celebrities*. Eine Variante freier oder befreiter Liebe ist, neben der Polyamorie, auch das „living apart together“, das getrenntlebende Paar. So heißt es in einem Internet-Artikel:⁶

Diese Lebensform „schien bislang vor allem dem antibürgerlichen, bohemistischen Milieu vorbehalten. Simone de Beauvoir zog erst dann mit ihrem Lebensgefährten Jean-Paul Sartre zusammen, als dieser schwer krank und pflegebedürftig wurde. Der Regisseur Helmut Dietl und die Schauspielerinnen Veronica Ferres lebten während ihrer neunjährigen Beziehung in zwei getrennten Wohnungen im selben Schwabinger Haus. Der amerikanische Regisseur Tim Burton wohnt mit seiner Lebensgefährtin Helena Bonham Carter und den drei gemeinsamen Kindern in drei angrenzenden Londoner Häusern, die durch einen gemeinsamen Eingang miteinander verbunden sind. Eines der berühmtesten Beispiele für ‚LAT‘ lieferte der als ‚Stadtneurotiker‘ bekannte Woody Allen, der während seiner 13-jährigen Beziehung mit der Schauspielerin Mia Farrow in seinem Apartment am New Yorker Central Park wohnen blieb; Mia Farrow lebte in ihrer Wohnung auf der gegenüberliegenden Seite des Parks. Das Liebespaar soll die räumliche Distanz gelegentlich per Fernglas überbrückt haben. ‚Dass es in unserer Beziehung immer noch eine

⁶ „Das Geheimnis ewiger Liebe: getrennt wohnen“ (Die Welt, 1.11.2010). URL: <http://www.welt.de/lifestyle/article10613965/Das-Geheimnis-ewiger-Liebe-getrennt-wohnen.html> [29.3.2014]

gewisse Spannung gibt, verdanken wir dem Umstand, dass wir nicht zusammenwohnen und jeder von uns sein eigenes Leben führt', sagte Woody Allen damals über seine ungewöhnliche Interpretation der Partnerschaft. Jutta Limbach, ehemalige Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts und des Goethe-Instituts, durchaus bürgerlichen Kreisen zuzurechnen, wünschte sich nach mehr als 40 Jahren Fern-Ehe auch dann noch zwei Wohnungen, wenn sie und ihr Mann einmal in derselben Stadt wohnen sollten. ‚Mindestens 30 Kilometer‘ voneinander entfernt sollten diese sein, befand die Top-Juristin, denn: ‚Eine zu lang andauernde räumliche Nähe ist der Tod jeder Beziehung.‘“

Living apart together ist heute jedenfalls eine Lebensform, die an Bedeutung gewinnt. Als Paar zu leben ohne gemeinsamen Haushalt ist, abgesehen davon, dass man das nötige Kleingeld dafür braucht, vor allem eine individualisierte Form der Partnerschaft. Das living apart together ist die „individualisierte Partnerschaft par excellence“ (Burkart/Kohli 1992: 254).

1.3 Die Soziologie der Liebe

Auch die Soziologie, deren Perspektive in diesem Studienbrief im Vordergrund steht, hat sich vielfach mit der Liebe beschäftigt. Sie hat dabei manchmal etwas naiv an Mythologien angeknüpft, aber doch eine eigene Perspektive entwickelt. Dabei geht es nicht nur um gesellschaftliche Hintergründe, Entstehungsbedingungen und Auswirkungen von Partnerschaften oder um Veränderungen von Liebesbeziehungen durch gesellschaftliche Bezüge wie Kapitalismus, Globalisierung, Digitalisierung. Es geht vor allem auch um eine Charakterisierung der Partnerschaft als einer ganz besonderen Form einer sozialen Beziehung, ohne dass man für diese Charakterisierung auf Mythologien zurückgreifen muss.

Partnerschaften werden häufig so betrachtet – auch in weiten Teilen der Paar- und Familienforschung –, als sei ihre Alltagsrealität nichts weiter als das Ergebnis von Austausch- und Aushandlungsprozessen zwischen zwei Menschen. Zwei autonome, individualisierte (und möglichst rationale) Individuen, so wird angenommen, handeln gemäß ihrer jeweiligen situativen Präferenzen aus, wann und wie kooperiert wird. Die Beziehung ist weitgehend sozial unstrukturiert – eine Beziehung, die es täglich neu zu gestalten gilt, und die endet, wenn einer der Partner keinen Grund mehr für ihre Fortsetzung findet beziehungsweise wenn seine Kosten-Nutzen-Bilanz negativ wird, weil das Sündenkonto des anderen zu stark ins Minus geraten ist.

**Partnerschaften
als soziale Realität
sui generis**

Demgegenüber ist die Grundidee einer soziologischen Perspektive, wie sie hier vertreten wird, dass das Paar, wenn es sich gebildet hat, eine neue, eigenständige Realitätsebene darstellt. Es ist mehr als die Interaktion zweier autonomer Individuen und bildet eine soziale Einheit mit eigener Dynamik und einem eigenen Operationsmodus. Die Gemeinsamkeit des Paares schafft eine neue Bedeutungsebene, die über zwei getrennte subjektive Bedeutungsebenen hinausgeht. Das Paar schafft sich eine rituelle Ordnung, eine gemeinsame Beziehungskultur. Indikatoren dafür sind etwa der Übergang von der „Ich-Du“- zur „Wir“-Perspektive. Das Paar ist daher ein soziales Gebilde, das sich nicht auf die Akteursebene zweier Individuen reduzieren lässt.

Das Paar und die Familie

Viele Familienforscher würden sagen, dass das Paar – das konjugale Paar – auf Familiengründung angelegt ist. Das war bis vor kurzem auch noch eine zutreffende Beschreibung. Gerade in Westdeutschland (als es die DDR noch gab), war die Eheschließung „kinderorientiert“, das heißt, der wichtigste Grund, überhaupt zu heiraten, war die beabsichtigte Familiengründung. Seither ist allerdings der Anteil kinderloser Paare erheblich angestiegen.

In diesem Studienbrief wird diese Frage nicht weiter verfolgt, wir befassen uns nicht mit dem Kinderwunsch von Paaren oder gar der Ausgestaltung des Familienlebens. Allerdings kommt diese Problematik an vielen Stellen zwangsläufig an die Oberfläche, etwa, wenn es um das Geschlechterverhältnis geht, um Traditionalisierungseffekte beim Übergang in die Elternschaft.

Die Liebe ist ein Kulturprodukt

La Rochefoucauld war ein früher Vorläufer einer kultursoziologischen Sicht auf die Liebe, jedenfalls kann man seine Maxime so verstehen.

„Manche Menschen würden sich nie verlieben, wenn nicht soviel von der Liebe die Rede wäre“ (La Rochefoucauld [1665] 1951: 47)

Ohne die kulturellen Vorbilder, wie sie in Texten der Weltliteratur festgehalten sind, würden wir gar nicht wissen, wie sich Verliebtheit anfühlt und es würde uns wohl der Mut fehlen, uns zu verlieben. Für Vilhelm Aubert (1965) ist die Liebesliteratur in diesem Sinn eine „Schule des Liebens“. In den Arbeiten der Soziologin Arlie R. Hochschild (1990) kommt in ähnlicher Weise zum Ausdruck, dass die Kultur bestimmte Regeln zur Verfügung stellt, die einen anleiten, ein bestimmtes Gefühl zu verspüren. Man fühlt sozusagen das, was die Gefühlsnorm vorschreibt, etwa bei einem Verlust (eines Menschen) in manchen Fällen Trauer, in anderen Fällen eher Zorn und Ärger. Gefühle sind also nicht genuin subjektive Hervorbringungen, sondern Produkt und Ausdruck der jeweiligen Kultur, in der sie gefühlt werden. Das gilt auch für die Liebe.

Schicksal oder Wahl?

Einer der Basis-Mythen der romantischen Liebesidee ist die Schicksalhaftigkeit dieses Gefühls. Liebe ergreift uns, man kann sich nicht gegen sie zur Wehr setzen. Heute dagegen ist, besonders in den Sozialwissenschaften, aber auch im individualistischen Ratgeberdiskurs, die Auffassung verbreitet, derzufolge persönliche Beziehungen als Ergebnis einer Wahl gelten können, sowohl in ihrer Entstehung als auch in ihrer Fortsetzung. Das Individuum sei zur Entscheidung aufgefordert, es müsse den „komparativ-elektiven Blick“ trainieren (Reckwitz 2006: 528), also immer in der Haltung des Vergleichens anderen gegenüberstehen, um eine gute Wahl treffen zu können. Die Suchenden versuchen sich gegenseitig abzuschätzen, fragen sich, was der andere zur eigenen Erfahrungserweiterung beitragen kann. Die Beziehung ist ein gemeinsames „Projekt“, das postmoderne Liebespaar sieht sich als Gemeinschaft, in der sich zwei Subjekte gegenseitig anregen – jedoch sind die beiden Ichs nicht komplementär gedacht, als zwei sich ergänzende Hälften, sondern sie bleiben immer autonome Subjekte. Daher ist das Risiko groß, dass die Beziehung wieder zerfällt (Reckwitz 2006: 536).

Ökonomisierung der Liebe – der Einfluss der Ökonomie

Der Kapitalismus hat seit den 1990er Jahren neue Kraft gewonnen. Auch die Kritik sieht das, sie spricht nicht mehr vom „Spätkapitalismus“, sondern versucht, der veränderten Lage mit neuen Begriffen gerecht zu werden (Neuer Kapitalismus, Turbo- oder Casino-Kapitalismus). In Verbindung mit der wieder erstarkten Idee

des Neoliberalismus hat er dazu beigetragen, dass soziale Beziehungen allgemein stärker unter Marktgesichtspunkten stehen – und vielleicht gerät auch die Liebe stärker in den Sog von Marktformigkeit. Die Warenformigkeit auch von intimen Kontakten scheint größer geworden: Die Konkurrenz auf den sexuellen und erotischen Märkten ist gestiegen, es ist wichtiger geworden, eine gute Figur zu machen. Analog zu den Warenmärkten werden Werbung und Fassade wichtiger – vielleicht auf Kosten der Aufrichtigkeit und Authentizität.

Es gibt aber auch eine andere Seite: Der Kapitalismus bietet auch „Verheißungen“ des Glücks, wenn man seine Produkte konsumiert (Deutschmann 1999). Er ist in dieser Hinsicht der Religion vergleichbar. So gesehen wären Kapitalismus und Liebe gar nicht so weit voneinander entfernt, auch wenn die Liebe oft als „heilige“ Gegenwelt zur gemeinen Warenwelt erscheint.

Für den Feminismus stand die heterosexuelle Liebe immer wieder unter dem Verdacht, ein Instrument des Patriarchats zu sein.

**Feministische Kritik
der Liebe – Liebe
oder Partnerschaft?**

„Das Wort ‚Liebe‘ hat für beide Geschlechter keineswegs den gleichen Sinn“, schreibt Simone de Beauvoir ([1949] 1992: 799). „Byron sagte mit Recht, die Liebe sei im Leben des Mannes nur eine Beschäftigung, für die Frau dagegen sei sie das Leben selbst.“⁷ Ähnlich habe es auch Nietzsche in Die fröhliche Wissenschaft gesehen: Das Weib verstehe unter Liebe „vollkommene Hingabe mit Seele und Leib, ohne jede Rücksicht, jeden Vorbehalt. Der Mann, wenn er ein Weib liebt, will von ihm eben diese Liebe“ (Beauvoir 1992: 800). Beauvoir fügt hinzu: Männer könnten keine „großen Liebenden“ sein; große Liebende seien immer Frauengestalten. Nietzsche, in mancher Hinsicht ein Vorläufer Sigmund Freuds, habe erkannt, dass viele Männer ein gestörtes, sehr ambivalentes Bild von der Frau haben. „Jedermann trägt ein Bild des Weibes von der Mutter in sich: davon wird er bestimmt, die Weiber überhaupt zu verehren oder sie geringzuschätzen oder gegen sie im allgemeinen gleichgültig zu sein“ („*Menschliches, Allzumenschliches; ein Buch für freie Geister*“ Nietzsche 1967: 405). Göttin oder Schlampe, Heilige oder Hure. Diese männliche Doppelmoral, so glauben viele, scheint heute verschwunden. Aber mindestens Spuren davon gibt es, wie wir sehen werden, auch heute noch in den Internet-Kommentaren Jugendlicher.

Die feministische Kritik an der Aufopferung der liebenden Frau und ihrer Ausbeutung durch den Mann ist sicher noch nicht ganz obsolet geworden. Gleichwohl wird man sagen können, dass sich das Geschlechterverhältnis fundamental gewandelt hat, dass es in Richtung Gleichheit geht. Das hängt auch mit einem neuen Modell für die Paarbeziehung zusammen, dem Partnerschaftsmodell. Viele glauben, dass wir es heute mit einer bestimmten Kombination aus Partnerschaftsmodell („Praktiken der Verhandlung und Vertrauensversicherung“) und romantischem Modell („romantisches Erleben“, Außeralltäglichkeit) zu tun haben (Reckwitz 2006: 536).

Die feministische Kritik macht auf Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern innerhalb der Paarbeziehung aufmerksam. Darüber hinaus gibt es vielfältige Ungleichheiten zwischen Paaren entlang sozialstruktureller Achsen, wie sie von der soziologi-

**Paare und soziale
Ungleichheiten**

⁷ Bei Luhmann heißt es: „Wenn eine Frau liebt, sagt man, liebt sie immer. Ein Mann hat zwischen-durch zu tun“ (Luhmann 1982: 204).

schen Ungleichheitsforschung immer wieder thematisiert werden: Klassen und Schichten, Milieus und Lebensstilgruppen, Bildungsunterschiede, ethnische Zugehörigkeit oder regionale Unterschiede. Außerdem unterscheiden sich Paare natürlich auch hinsichtlich ihrer strukturellen Merkmale, die ihnen unterschiedliche Zugangschancen zu sozialen Ressourcen verschaffen können: kinderlose Doppelverdiener-Paare im Vergleich zur traditionellen Ernährerfamilie oder Ehepaare im Vergleich zu gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften. „Das Paar“ ist also eine Abstraktion, die in theoretischer Sicht natürlich ihre Berechtigung hat. Aber es ist wichtig, auf Ungleichheiten solcher Art hinzuweisen (Rusconi et al. 2013).

1.4 Übersicht und Kapitel-Vorschau

Auf diese Themen und Probleme – und eine ganze Reihe anderer – gehen wir in den folgenden Kapiteln genauer ein. Der Studienbrief ist in vier große Abschnitte, die jeweils mehrere Kapitel umfassen, eingeteilt. Zunächst geht es (Teil I) in zwei Kapiteln um die soziologische Theorie sowie den historischen Zugang zur Paarbeziehung. Es folgen drei Kapitel im Teil II, der sich mit der Paarbeziehung als Prozess beschäftigt. Teil III behandelt einige systematische Fragen, Teil IV aktuelle Probleme und Themen.

Theorie und Geschichte

In den beiden folgenden Kapiteln von Teil I geht es um theoretisch-historische Perspektiven. Zunächst, im Kapitel 2, um die soziologische Perspektive auf die Paarbeziehung. Dabei wird ein Bezugsrahmen für die Analyse von Paarbeziehungen entworfen. Was macht ein Paar aus? Ist die Paarbeziehung eine ganz besondere soziale Beziehung, ein Kulturprodukt oder eine bestimmte Form von Praxis? Die soziologische Perspektive wird geschärft durch einige kritische Passagen gegen andere Positionen, aber auch durch eine Übersicht der wichtigsten soziologischen Zugänge zu Liebe und Paarbeziehung.

Kapitel 3 ist ein Versuch, die lange und verzweigte Geschichte der Entwicklung des modernen Paares kompakt darzustellen, seine Ausdifferenzierung aus dem Familien- und Verwandtschaftsverband und damit seine zunehmende Autonomie.

Die Paarbeziehung als Prozess

Das Paar ist eine soziale Institution, gleichwohl ist es aber wichtig, den Prozesscharakter der Paarbeziehung zu betonen. Im 4. Kapitel geht es um die Frage: Wie entsteht eine Paarbeziehung? Für das Verständnis von Paarbildungsprozessen ist es zum Beispiel hilfreich, Institutionen und Orte der Paarbildung zu identifizieren: Wo lernen sich typischerweise welche Gruppen von Personen kennen? Warum gibt es so viel soziale Nähe zwischen den Partnern in einer Beziehung, warum kommt es so selten vor, dass sich eine Managerin in einen Arbeiter verliebt; und noch seltener, dass daraus eine Ehe entsteht? Warum sind Männer in Paarbeziehungen meist etwas größer und etwas älter als ihre Partnerinnen?

Im 5. Kapitel geht es um die Entwicklungslogik der Paarbeziehung. Wann beginnt eigentlich eine Beziehung – und welche Gründungsmythen spielen bei der Antwort auf diese Frage eine Rolle? Wie wird Einheit konstituiert? Dabei lassen sich Entwicklungsphasen unterscheiden: Gründungsphase, Bewährungsphase, Bestandsphase, kritische Phasen.

Im 6. Kapitel haben wir es mit verschiedenen Arten des Zusammenlebens als Paar zu tun, mit nichtehelichen Lebensgemeinschaften, mit eingetragenen Lebenspartnerschaften gleichgeschlechtlicher Paare, auch mit Ehen. Diese – und andere – Lebensformen werden heute häufig als Optionspalette betrachtet, aus der die Individuen auswählen. Eine Pluralität der Lebensformen ist die Folge, es wird sich jedoch zeigen, dass bestimmte Lebensformen eher Lebensphasen sind, nämlich typische Übergangsformen im Lebensverlauf.

Die klassische Paarbeziehung war das – selbstverständlich in einem Haushalt zusammenlebende – Ehepaar. Doch viele Paare verzichten nicht nur auf die Ehe, sondern auch auf das Zusammenleben. Sie praktizieren das living apart together und werden heute auch als bilokale Paare bezeichnet. Manchmal ist der Status solcher Beziehungen so unklar, dass diese Menschen für andere als Singles erscheinen. Singles mit und ohne Partner, kinderlose Paare, verschiedene Formen des Getrennt-Zusammenlebens: das sind die Themen des 7. Kapitels.

Nach wie vor bleiben in der Mehrheit der Ehen die Partner zusammen, bis der Tod sie scheidet. Aber ein großer Teil von Paarbeziehungen endet vorzeitig, durch Trennung, durch Scheidung. Paare können Krisen erleben, die das Ende herbeiführen. Im 8. Kapitel geht es um diese Auflösungsphase, um Trennungs- und Scheidungsgründe.

Wir greifen im III. Teil in drei Kapiteln noch einmal einige wichtige Grundprinzipien von Paarbeziehungen auf, die vor allem im 2. Kapitel schon kurz angesprochen wurden. Im 9. Kapitel geht es um Probleme im Verhältnis Paar und Gesellschaft, um Autonomie und Bindung; Individualität und Gemeinschaft; die Privatsphäre. Spezielle Probleme sind die Anerkennung des Paares durch seine soziale Umwelt.

Systematik des Paares

Im 10. Kapitel geht es grundlegend um das Verhältnis von Paar und Geschlecht. Wie hängt die Paarbeziehung mit der Geschlechterordnung zusammen? Stützt das Paar die Geschlechterordnung? Gilt das nur für das heterosexuelle Paar?

Im 11. Kapitel geht es um die Bedeutung von Intimität und Sexualität für die Paarbeziehung sowie um die Frage der Monogamie. Welche Konzeptionen von Treue lassen sich feststellen und wie stellt sich, soweit das bekannt ist, das Ausmaß von Untreue dar? Wie hat sich die Sexualität entwickelt? Ist Polyamorie eine Alternative zur monogamen heterosexuellen Beziehung?

Im IV. Teil befassen wir uns in vier Kapiteln mit aktuellen Problemen und Trends. Zunächst geht es im 12. Kapitel allgemein um das Verhältnis von „Arbeit und Liebe“, konkret um das „Vereinbarkeitsproblem“ (hier wird zumindest in Ansätzen das Feld der Familiensoziologie betreten: Vereinbarkeit von Beruf und Familie). Außerdem wird die Arbeitsteilung in Paarbeziehungen, besonders bei karriere-orientierten Paaren, erörtert.

Aktuelle Trends und Probleme

Im 13. Kapitel werden verschiedene Spannungsverhältnisse thematisiert, denen die Liebesbeziehung in der modernen Gesellschaft ausgesetzt ist. Im Vordergrund steht dabei das Verhältnis von Liebe und Ökonomie: Wie stellt sich die Ökonomisierung der Liebesbeziehung im Kapitalismus dar? Wird die Liebe kommerzialisiert – oder wird umgekehrt der Kapitalismus romantisch aufgeladen?

Im 14. Kapitel wird der enge Rahmen der deutschen, europäischen oder „westlichen“ Paar-Welt zumindest ansatzweise verlassen, wenn wir uns mit Paaren beschäftigen, bei denen wenigstens ein Partner aus einem „fremden“ Kulturkreis stammt: Es geht um „bikulturelle Paare“. Welche Bedeutung kommt solchen Paaren in der globalisierten Welt zu?

Schließlich wird im 15. Kapitel noch einmal das Problem der Paarbildung/Partnerwahl aufgegriffen, allerdings nun ganz auf das relativ neue Phänomen der Paarbildung durch das Internet konzentriert. Es geht dabei vor allem um das Online-Dating, aber auch um Konsequenzen der zunehmenden Mediatisierung der Liebe.

Viele der angeschnittenen Themen lassen sich nicht ganz einfach voneinander separieren, müssen an verschiedenen Stellen mehrfach angesprochen werden. Abgesehen davon sind in einem so umfangreichen Text bei einem komplexen Thema, dessen zahlreiche Dimensionen mehrfach verschachtelt miteinander zusammenhängen, Wiederholungen nicht nur unvermeidlich, sondern notwendig und sinnvoll. Mit einem Pfeil (→) werden solche Verweise auf andere Kapitel, wo derselbe Sachverhalt schon einmal bzw. noch einmal aufgegriffen wird.

1.5 Empirische Datenbasis

In diesem Studienbrief wird immer wieder Bezug auf Daten genommen, die durch einzelne Untersuchungen, Analysen von Datensätzen oder Auswertungen statistischer Tabellen gewonnen wurden. Es gibt in Deutschland und auch international, auf europäischer Ebene, eine Fülle an Datensätzen und längerfristig laufenden Projekten. Die wichtigsten Datenquellen, auf die in den folgenden Kapiteln immer wieder einmal hingewiesen wird, sind im Folgenden kurz vorgestellt.

Der *Mikrozensus* ist eine vom Statistischen Bundesamt jährlich durchgeführte Haushaltsbefragung, mit einer Ein-Prozent-Stichprobe die größte ihrer Art in Europa. Das heißt, rund 830 000 Personen in etwa 370 000 privaten Haushalten und Gemeinschaftsunterkünften werden, repräsentativ für die gesamte Bevölkerung, zu ihren Lebensbedingungen befragt. Der Mikrozensus erzeugt u.a. Daten zu Familie und Lebenspartnerschaft, Arbeitsmarkt und Erwerbstätigkeit sowie Beruf und Ausbildung.⁸ Dabei entstehen große Datenmengen, die – bevor eine differenzierte Auswertung vorgenommen werden kann – vom Statistischen Bundesamt gründlich bereinigt und aufbereitet werden. Das Statistische Bundesamt hat die Aufgabe, Informationen über die Lebensbedingungen in Deutschland zu liefern, die von Wissenschaft und Politik genutzt werden können.

Es gibt einige *Panel-Studien*, d.h. Datenerhebungen, die nicht auf einen Befragungszeitpunkt beschränkt sind, sondern Wiederholungsbefragungen derselben Personen im Abstand von mehreren Jahren einschließen. Eine der ältesten Studien dieser Art ist das *Sozio-ökonomische Panel* (SOEP), eine repräsentative Wiederholungsbefragung, die allerdings nicht auf Familien oder Paarbeziehungen fokussiert ist.⁹ Das SOEP wurde 1983 als Teilprojekt des von der Deutschen

⁸ <https://www.destatis.de/DE/UeberUns/UeberUns.html> [20.07.2015].

⁹ http://www.diw.de/de/diw_02.c.222508.de/uebersicht_ueber_das_soep.html [20.07.2015].

Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Sonderforschungsbereichs „Mikroanalytische Grundlagen der Gesellschaftspolitik“ an den Universitäten Frankfurt/Main und Mannheim begonnen. Inzwischen ist das SOEP am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) in Berlin angesiedelt. Jährlich werden in Deutschland etwa 30 000 Personen, die das 17. Lebensjahr erreicht haben, befragt. Der Datensatz gibt Auskunft zu Fragen über Einkommen, Erwerbstätigkeit, Bildung, Wohnen und Gesundheit, aber auch über Wertvorstellungen und Persönlichkeitseigenschaften. Da über einen längeren Zeitraum die gleichen Personen befragt werden, können langfristige soziale und gesellschaftliche Trends verfolgt werden.

Das *Beziehungs- und Familienpanel* (Pairfam) ist auf die Entwicklung von Paaren und Familien spezialisiert. Es wird unter der Leitung von Johannes Huinink, Josef Brüderl, Bernhard Nauck und Sabine Walper seit 2004 durchgeführt, gefördert von der DFG. Pairfam („Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics“) ist eine interdisziplinäre Längsschnittstudie zur Erforschung partnerschaftlicher und familialer Lebensformen in Deutschland.¹⁰ Es geht um Fragen der Partnerschaftsentwicklung und -gestaltung, der Familiengründung und -erweiterung, des Erziehungsverhaltens, der kindlichen Entwicklung und der intergenerationalen Beziehungen. Die Daten ermöglichen sowohl Analysen von Entwicklungsprozessen im Lebensverlauf (bei denselben Personen) als auch von Veränderungen, die durch Generationswechsel zustande kommen. In der ersten Befragungs-„Welle“ wurden 2008/2009 bundesweit über 12 000 Personen sowie deren Partner befragt. An der zweiten Welle 2009/2010 haben etwa 9 000 Personen und zusätzlich auch Eltern bzw. Stiefeltern und Kinder der „Ankerperson“ teilgenommen. Die Befragten der ersten Welle verteilen sich fast gleichmäßig auf die drei Geburtskohorten 1971-1973, 1981-1983 und 1991-1993. Damit war die älteste Kohorte zum ersten Befragungszeitpunkt durchschnittlich 36 Jahre alt, die mittlere Kohorte war rund 26 Jahre alt und in der jüngsten Kohorte lag das mittlere Alter bei 16 Jahren. Geplant sind jährliche Wiederholungsbefragungen bis 2022.

Das Deutsche Jugendinstitut in München führt seit 1986 ein Projekt durch, das als *Familien-Survey* bekannt wurde und inzwischen unter dem integrierten Projektnamen AID:A (*Aufwachsen in Deutschland – Alltagswelten*) mit anderen Umfrage-Projekten zusammengeführt wurde.¹¹ Diese Projekte werden finanziert aus Mitteln des Bundesfamilienministeriums. Ziel des Familien-Survey ist die Darstellung des Wandels und der Entwicklung familialer Lebensformen in Deutschland, gestützt auf Daten der amtlichen Statistik und eigene Primärerhebungen. Inhaltliche Schwerpunkte sind die Vielfalt und der Wandel von Familienformen, die Netzwerkstruktur von Familie und Verwandtschaft sowie die Dynamiken von Partnerbeziehungen, von Geburten und Aufwachsen von Kindern und von Berufskarrieren mit ihren Auswirkungen auf das Familienleben.

Der Familiensurvey setzte sich aus drei Wellen (1988/1990, 1994 und 2000) zusammen. Mit der ersten Welle, die sich noch auf die alten Bundesländer beschränkte, wurde die Grundlage für eine langfristige Dauerbeobachtung von Familien gelegt. 1990 wurde eine äquivalente Befra-

¹⁰ Huinink et al. (2011); <http://www.pairfam.de/> [07.09.2015].

¹¹ <http://www.dji.de/index.php?id=218>; <http://www.dji.de/index.php?id=1547> [11.09.2015].

gung in den neuen Bundesländern wiederholt. Die zweite Welle (1994) war in weiten Teilen eine Replikation der Familiensurveys von 1988 (nur alte Bundesländer) und 1990 (nur neue Bundesländer). Die im Jahr 2000 erhobene dritte Befragung setzte inhaltlich auf die beiden vorangegangenen Wellen auf, wobei in der Stichprobe erstmals auch deutschsprachige Ausländer aufgenommen wurden. Später wurde unter der Bezeichnung AID:A ein neues Konzept verfolgt, bei dem familien- und lebenslaufbezogene Perspektiven integriert wurden. Seit der Basiserhebung im Jahr 2009, mit etwa 25 000 befragten Personen, wurden mehrere Zusatzerhebungen durchgeführt.

Die *Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften* (ALLBUS) ist eine langfristig angelegte, multithematische Umfrageserie, in der aktuelle Daten über Einstellungen, Verhaltensweisen und Sozialstruktur der Bevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland erhoben werden. Die Erhebungen werden seit 1980 in zweijährigem Abstand durchgeführt.¹² In diesen wird ein repräsentativer Querschnitt der Bevölkerung in persönlichen Interviews mit einem teils konstanten, teils variablen Fragenprogramm befragt. Die Stichprobengröße betrug bis 1990 3000 Befragte. Seit 1992 beträgt die angestrebte Interviewanzahl 2400 in den alten und 1100 Interviews in den neuen Bundesländern, d.h. Ostdeutsche sind in der ALLBUS-Stichprobe überrepräsentiert. ALLBUS wird von der GESIS/Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften organisiert, einer großen Infrastruktureinrichtung für die Sozialwissenschaften.

Der *Generations and Gender Survey* (GGS) ist eine international vergleichende Bevölkerungsumfrage (Paneluntersuchung) mit dem Ziel, aktuelle Daten zu Familienbeziehungen in Industrieländern zu gewinnen.¹³ Im Mittelpunkt stehen Analysen von Fertilität, Partnerschaftsentwicklung und Generationenbeziehungen. Es werden 18- bis 79-jährige Einwohner_innen des jeweiligen Landes befragt. Der GGS wurde in Deutschland erstmals im Jahr 2005 im Auftrag des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung durchgeführt. In dieser ersten Welle wurden etwa 10 000 Personen einbezogen. Im Jahr 2006 erfolgte eine Zusatzerhebung unter der in Deutschland lebenden türkischen Bevölkerung. Die zweite Welle der GGS-Hauptbefragung wurde 2008/09 durchgeführt. GGS wird durch die Economic Commission for Europe der Vereinten Nationen (UNECE) in Genf koordiniert und von den Mitgliedsländern durchgeführt.

Der *European Social Survey* (ESS) ist eine Langzeiterhebung, die seit 2001 alle zwei Jahre europaweit durchgeführt wird, koordiniert an der City University in London. Der ESS erhebt Einstellungen, Wertorientierungen und Verhaltensmuster der Bevölkerung in zahlreichen Gesellschaften Europas, thematisch breit gestreut, beispielsweise zu Migration, Vertrauen in Politik, Medienkonsum oder zur demographischen Entwicklung. Ziel ist es zu erklären, wie Veränderung, aber auch Stabilität in Europas politischer, sozialer und moralischer Verfasstheit zustande kommt. Organisiert werden die Befragungen in Deutschland von der GESIS, gefördert durch die

¹² <http://www.gesis.org/allbus> [07.09.2015].

¹³ <http://www.ggp-i.org/> [11.09.2015], Mühling/Schreyer (2012).

DFG. Die deutsche Stichprobe (bisher wurden sieben Wellen durchgeführt) umfasst ca. 1 500 Personen.¹⁴

Zum Gelingen dieses Studienbriefs hat vor allem Inga Corinna Kröger beigetragen, die zu zahlreichen Fragen Recherchen durchgeführt und mir wertvolle Hinweise auf Verbesserungen des Textes gegeben hat. In der Endphase war außerdem Julian Thomas mit Recherche- und Korrekturarbeiten beteiligt. **Danksagung**

Studierende der Leuphana Universität Lüneburg haben bei der ersten Vorstellung der Ideen in einer Vorlesung mit ihren kritischen Fragen ebenfalls zum Gelingen und zur Verbesserung beigetragen.

Lektüre- und Übungsfragen für alle Kapitel dieses Studienbriefs:

Welches ist das Thema/die Themen der Kapitel?

Was sind die Fragen, die geklärt werden sollen?

Wie ist die Vorgehensweise zur Klärung der Fragen?

Gibt es leitende Hypothesen?

Was sind die inhaltlichen Thesen des Kapitels?

Werden die aufgeworfenen Fragen beantwortet?

Welche methodischen Schritte, welche Daten werden verwendet um die Fragen zu klären?

Was bleibt unbeantwortet, warum?

Gibt es versteckte oder offene normative Annahmen, Werturteile und Vorurteile?

¹⁴ <http://www.europeansocialsurvey.org/about/country/germany/index.html> [14.9.2015]